

Zwischen fränkischem Dorf und bayerischer Metropole

Zum 150. Geburtstag von Michael Georg Conrad

(5. 4. 1996)

Vor 150 Jahren, am 5. 4. 1846, wurde in Gnodstadt, heute Ortsteil von Marktbreit, Michael Georg Conrad geboren, ein Mann, dessen Einfluß auf die literarische Szene Deutschlands – das gilt zumindest für ein Jahrzehnt, nämlich von etwa 1885 bis 95 – den jedes anderen unterfränkischen Autors vor und nach ihm übertraf, dessen Werk jedoch zugleich dem jeweiligen Zeitgeist so sehr verhaftet war, daß es heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist.

Biographisches:

Conrad entstammte einer seit mehr als 400 Jahren in Gnodstadt ansässigen Bauernfamilie, eine Tatsache, die neben zahlreichen einschlägigen, aber auch mißverständlichen Äußerungen Conrads, ihm bei den Nationalsozialisten zu hohem posthumen Ansehen verhalf. Der Geburtsort liegt auf ehemals Ansbachischem, protestantischem Gebiet, unweit der damaligen Grenze zum Würzburgerischen, eine Tatsache, die nicht nur in seinem Dorfroman "Der Herrgott am Grenzstein", sondern auch für Conrads Biographie und Anschauungen eine gewichtige Rolle spielt, zeigt er sich doch lange Zeit als ein ebenso kämpferischer wie unversöhnlicher Gegner des "Papismus" und "Dunkelmännertums", nicht unähnlich seinem unterfränkischen Landsmann und zeitweiligen Mitstreiter Oskar Panizza. Hierfür zeugt ein der Mutter gewidmetes Gedicht von 1896:

*"Mit Bibel und mit Bildersturm
Warf Luther um des Papstes Turm
in meiner Heimat Gauen.*

*Ein' feste Burg ist unser Gott!
Hinaus zur Tür den welschen Spott,
Hinaus des Beichtstuhls Grauen.*

*Und jedem Pfaff ein ehrlich Bett,
Das ist die rechte Gnadenstätt'
in Lieb und Liebesleiden..."¹⁾*



Dr. Michael Georg Conrad
Nach einer Zeichnung von Karl Bauer in München

Fotovorlage: Stadtbibliothek Schweinfurt

Conrad besuchte von 1862 bis 1864 das evangelische Lehrerseminar in Altdorf, war dann Lehrer in Winterhausen, von 1865–66 in Schweinfurt. Dann wurde er ins südliche Bayern versetzt, versah 1866 in Kempten und 1867 in Passau seinen Vorbereitungsdienst. Im Herbst 1868 legte er seine Anstellungsprüfung mit "sehr gut" ab, quittierte jedoch sogleich den bayerischen Schuldienst, wurde Lehrer und Organist an der deutschen Schule in Genf, dann wenig später an der deutschen Schule in Neapel, wo er bis 1872 unterrichtete.

Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit radikal freiheitlichen Flugschriften über die zeitgenössische Lehrerbildung und den Zustand des Schulwesens, beeinflußt vom Ideengut der Freimaurer und von nietzschanischem Freiheitspathos. Wie in der Ge-

schichte der Literatur ist Conrad auch in der Schulpädagogik ein Vergessener. Dabei ist seine Kritik an der unwürdigen Abhängigkeit von Lehrern und Schule, an Lehrerausbildung und Lehrerdasein unter staatlicher Schulaufsicht – im Gegensatz zu seinem dichterischen Werk – heute noch durchaus aktuell.

Nach Aufgabe des Lehrerberufs blieb Conrad bis 1878 als Journalist in Neapel. Auf der Fahrt zur Pariser Weltausstellung las er voller Begeisterung Emile Zolas Romane, sah nunmehr vor sich die Aufgabe, den Werken des Franzosen und damit dem Naturalismus in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen. Er blieb in Paris, schrieb Essays über die neue französische Literatur, bis es ihn 1882 nach München zog.

Ab 1885 gab er dort die Zeitschrift "Die Gesellschaft. Realistische Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" heraus, den damaligen Kristallisierungspunkt der "Moderne" in Deutschland, wo bis 1903 zahlreiche Erstveröffentlichungen von Gerhart Hauptmann, Karl Kraus, Frank Wedekind, R. A. Schröder, Richard Dehmel, René Schikkele, Max Dauthendey, Christian Morgenstern, Arthur Schnitzler, Else Lasker-Schüler, den Manns und vielen anderen erschienen. 1892 zog sich Conrad aus der Redaktion zurück.

Ein Jahr zuvor hatte er den Vorsitz der neu gegründeten "Gesellschaft für modernes Leben", als "legitimer Führer der Moderne" (Panizza) übernommen. Diese Vereinigung von Intellektuellen sah sich scharfer Gegnerschaft ausgesetzt, vor allem seitens der Zentrumspartei, die den Autoren vorwarf, sie wollten den "Umsturz der ganzen christlichen Weltanschauung und damit den Ruin unseres ganzen auf dieser beruhenden Gesetzes-, Kultur- und Sittensystems"²⁾. Conrad drehte selbstbewußt den Spieß um: "Brüllen wir einzeln und im Chorus, früh und spät das nämliche Lied: Wir sind der Staat, wir sind die Kunst, wir sind die Dichtung, wir sind die Sitte und die Sittlichkeit, wir sind die Religion und die Philosophie – außer uns kein Heil!"³⁾.

Seine politische Heimat fand Conrad vorübergehend in der liberalen "Deutschen Volkspartei". 1896 zog er für sie in den Reichstag ein, wurde jedoch bereits 1898 nicht wieder gewählt. Dabei entfernte er sich in der Folge immer mehr vom Nach-48-Liberalismus der Volkspartei, die nationalen Züge gewannen in seinem Denken die Oberhand.

Seit Mitte der achtziger Jahre schrieb er Erzählungen. "Lutetias Töchter. Pariser-deutsche Liebesgeschichten" (1883), "Totentanz der Liebe. Münchener Novellen" (1885) sind zu nennen. Analog zu Zolas großer Romanerie "Les Rougon-Macquart" wollte er am Beispiel Münchens ein Panorama des deutschen Kaiserreichs entwickeln. 10 Bände hatte er geplant, drei der Schlüsselromane schließlich vollendet: "Was die Isar rauscht. Münchener Roman." (1886–88), "Die klugen Jungfrauen. Roman in drei Bänden" (1887–89) und die "Beichte des Narren" (1893). – Weitere Romane folgten aus seiner Feder: "In purpurer Finsternis. Roman-Improvisation aus dem 30. Jahrhundert" (1895), "Majestät, ein Königsroman" (1902) (über Ludwig II.) – Es entstand (vorwiegend politische) Lyrik: "Salve regina, lyrischer Cyclus" (1889) und "Am hohen Mittag. Stimmen aus dem Lebenstraum" (1916). Seine eigentliche Bedeutung erlangte er als politischer Publizist, seine radikalen Aufsätze finden sich gesammelt vor allem in dem Band "Ketzerblut. Sozialpolitische Stimmungen und kritische Abschlüsse" (1893).

Die Hinwendung zum Nationalismus

Conrads Popularität und sein literarischer Erfolg nahmen jedoch in den 90er Jahren rapide ab, als sich der Schwerpunkt der naturalistischen Bewegung nach Berlin und auf das Theater verlagerte. Conrads ablehnende Haltung zur deutschen Hauptstadt zeigte nationalistische und rassistische Untertöne und ließ kein Klischee der Ideologie der "Großstadtfeindschaft" aus, seine beginnende Hinwendung zur "Heimatkunst", zu "Blut und Boden", zeichnete sich ab:

"In Berlin ist der Deutsche als Träger und Schirmherr einer rassemäßig und natürlich bestimmten deutschen Kultur dem Juden be-

reits nahezu vollständig unterlegen ... Für mein deutschrassemäßiges, natürliches Empfinden ist Berlin das Muster einer national degenerierten Stadt.“⁴⁾

Conrad, der einst Zola zum Durchbruch verhelfen wollte, wandte sich nun selbst gegen das Französische auf der deutschen Bühne. Auch zu den modernen Richtungen des Symbolismus und Expressionismus fand er keinen Zugang mehr, vielmehr näherte er sich mit seinem Roman „Der Herrgott am Grenzstein“ (1904) der Heimatkunstbewegung an, bis er im Alter gänzlich zum epigonalen national bestimmten Provinzautor herabsank, über den Franz Blei in seinem Bestiarum (1922) spottete:

Das CONRAD gehört, da längst ausgestorben, und nurmehr in ein paar Knochenresten vorhanden, schon in die Paläontologie. Der in München gezeigte museale Rest bestätigt die Annahme, daß es sich um einen stark mikrokephalen (d.h. mit einem besonders kleinen Hirn ausgestatteten) Zwergstier handelt, dem eine wollige flachgelbe Mähne auffallend um die Ohren stand. Aus seinen Hörnern machten, wie Funde beweisen, deutschnationale Vereine gerne Trinkhörner, die sich aber als unbrauchbar erwiesen, denn sie brachten das in sie Hineingegossene in leeres Schäumen“.⁵⁾

Wie sehr er nunmehr bereits in München mit dem Deutschnationalen identifiziert wurde, zeigt auch ein anonymes Gedicht:

*„Der Wurzelstämmlige“
„Für Freiheit, Wahrheit, Treu und Recht
Nie federträg und redefaul,
Stets zielbewußt und unentwegt
Und voll und ganz, so recht und schlecht,
Ein deutscher Mann mit teutschem Maul“⁶⁾*

Dennoch genoß der „Literat“ – eine treffende Bezeichnung, die Conrad jedoch stets zurückwies⁷⁾ – weiterhin beträchtliches gesellschaftliches Ansehen. Zu seinem 70. Geburtstag 1916 wurde er Ehrenbürger der Heimatgemeinde Gnodstadt, wo man ihm längst einige dorfkritische Passagen seines „Herrgott-Romans“ verziehen hatte, zehn Jahre später Ehrenbürger der Landeshauptstadt.

Sein Tod im Jahre 1927 rief nochmals zahlreiche Lobredner auf den Plan. Doch nicht alle Kränze, die ihm die Nachwelt flocht, gereichten ihm zum Lob. Ein Ottokar Stauf von der March nannte ihn 1925 im Titel einer Schrift, an der Conrad „manches auszusetzen hatte“⁸⁾ einen „Deutschen von echten Schrot und Korn“, auch einen „erkorenen Walter völkischen Schildesamtes“⁹⁾, der fränkische Gauleiter bezeichnete den Bauernsohn 1938 gar als „aufrechten Kämpfer für deutsche Art und Haltung“¹⁰⁾, an seinem Grab hielt man in der NS-Zeit sogar Fackelzüge ab.

Sein lutherisch geprägter Nationalismus nahm schon vor der Jahrhundertwende ausgesprochen chauvinistische und rassistische Züge an. So will er „deutsch zu Deutschen reden“ und er hetzt: „für Chinesen, Botokaden, Buschmänner und Buschklepper mag das unverständlich geredet sein, zu ihnen spreche ich nicht, selbst wenn sie zufällig vorübergehend als geheime Kommerzienräte oder offenkundige Steuerhinterzieher in Deutschland existieren.“¹¹⁾ „Rassenmischung“ kritisiert er: „Unnatur ist es, wenn der Deutsche nicht deutsch, der Franzose nicht französisch ... ist ... Von Natur, das heißt von Gottes Rechts wegen...“¹²⁾. Auch seine Kritik am Katholizismus und Religionsunterricht hätte in den NS-Geschichtsbüchern ihren Platz finden können. „In der Volksschule ... machen wir Semiten aus ihnen, in der gelehrten Schule ... Griechlinge und Römlinge“.¹³⁾

Vor allem in den Aufsätzen der Sammlung „Ketzerblut“, bereits 1893 herausgegeben, finden sich „Blut-und-Boden-Gedanken“ in reinster Form.

„Ich glaube an das Blut. Ich glaube an die Scholle. Ich glaube an die Luft, die sie umweht, und an die besondere Geistigkeit, die in dieser Luft webt. Wie das Blut, so hat die Scholle und die Luft gesondere Rasse, und die stärkste Verunreinigung vermag die erkennbare Rassebestimmtheit nicht ganz zu vernichten“¹⁴⁾.

Da nimmt es kein Wunder, daß sich Conrad zu einem Vorbeter der Kriegspropagandisten macht:

*"Herr des Himmels, schlage darein! Die uns den Frieden gemordet, triff sie, ewiger Gott! Die unsere Ehre, Freiheit, Leben zu rauben trachten, vernichte sie! Die mit Weltbrand und Blutdurst deine Sonne verdunkeln, wirf sie in den Abgrund."*¹⁵⁾

Oder er verfaßt Verse wie: *"Gen Wallstatt braust der Jubelruf / Treudeutscher Gruß den Ahnen"*.¹⁶⁾

Es ist angesichts solcher Äußerungen müßig zu spekulieren, inwieweit Conrad, wäre er noch länger am Leben geblieben, dem siegreichen Nationalsozialismus gehuldigt hätte. Sicherlich hat er, der in den letzten Lebensjahren eher gemäßigt auftrat, jedoch am jahrzehntelang brodelnden nationalistischen Ideologienbrei kräftig mitgerührt und mitgeholfen, diesen gebildeten Kreisen schmackhaft zu machen.

Aber trotz mancher ideologischen Gemeinsamkeit sah er sich andererseits stets als Einzelgänger, der sich keiner Parteilinie unterordnen mochte. So schrieb er 1912: *"Ich füge mich in absolut kein Programm und verschäme alles, was man mir vorsetzt"*.¹⁷⁾

Auch kritisierte der Lobredner alles "Starke", selbst eher eine "Führer- und Kämpfer-Natur", Unterordnung in jeglicher Form. Conrads Lob des starken Menschen ist von Nietzsche geprägt, und so entgeht er auch dessen Schicksal nicht, unverstanden als Propagandist des Führerkults dazustehen.

"Ich bin für das Heldenhafte, für das Starke, aber ich sehe in den neuesten Militärs nichts Heldenhaftes, nichts Starkes im edelmenschlichen Sinne, sondern nur die furchtbare Maschinengewalt, die sich eines Tages gegen ihre eigenen Erfinder und Lehrer wenden kann".¹⁸⁾ und er schreibt in dem ihm eigenen leidenschaftlichen Ton, daß "der deutsche männliche Mensch von seinem 6. bis 45. Jahr als staatlich gedrilltes und überwachtes und mit Gehirn, Blut und Knochen in Anspruch genommenes Regierungskulturprodukt gelten kann".¹⁹⁾

Sein Kraftmeiertum wurde unterstützt durch seine große Statur und kräftigen Bartwuchs. "Ein Mann wie Conrad mußte auffallen, war er doch eines Hauptes länger denn alles Volk, stark und kräftig, lebhaft und ge-

sprächig..." berichtet sein jüngerer Gnodstädter Landsmann Ernst Luther, und der Dramatiker Max Halbe erzählt, daß ihn in München jedermann kannte, den "hünenhaften Mann mit dem hoch erhobenen Löwenhaupt, dem weichgelockten Bart- und Haupthaar und dem breitausladenden Brustkasten"²⁰⁾ "Wenn der heldenhafte, das Mittelmaß weit überragende Mann in den literarischen Volksversammlungen jener Tage auf die Rednertribüne trat und hocherhobenen Hauptes mit feurigen, hymnischen Sätzen jene geweihten Geister als Zeugen der Zukunft herbeibeschwor, so erschauerten alle Gemüter."²¹⁾ Übrigens schien sein Aussehen nicht immer positiv zu wirken. Auf jeden Fall sah er sich gezwungen, seinem Aufsatzband "Ketzerblut" von 1893 eine Fotografie beizugeben, was er in der Vorrede wie folgt begründete:

*"Ich gebe diesem Buche ein Bild bei, nach einer jüngst an meinem 46. Geburtstage aufgenommenen Photographie. Das geschieht nicht aus Eitelkeit oder um mein Gesicht der Aufmerksamkeit anderer Menschen aufzudrängen oder um eine Mode mitzumachen. Es geschieht nur, um den freundlich gesinnten Leser augenscheinlich zu erweisen, daß ich nicht so aussehe, wie einige entartete Kreaturen in Kritiken, Feuilletons und Romanen mich abzuschilden belieben."*²²⁾

Der Roman *Herrgott am Grenzstein* (1904)

Nach seiner Absage vom Naturalismus veröffentlichte Conrad im Jahre 1904, dreißig Jahre vor seinem Tod, sein letztes größeres literarisches Werk²³⁾, den "Volksroman" "Der Herrgott am Grenzstein", dessen Schauplatz er dort wie folgt schildert.

"Auf dem Kirchenweg hielt sich der Schneider Wohlsecker eine ganze Weile abseits unter dem großen Nußbaum vor dem Gottesacker. Das war ein ungestörter Platz zum Beobachten. Nach unten war der Blick frei auf alle Wege, die heraufführten zum heiligen Berg von Bullendorf, wo die Kirche ragte mit ihrem mächtigen viereckigen Turm, mitsamt den Gebäuden der Schule, noch umgeben von einer zwei Stock hohen Befesti-

gungsmauer und einem prächtigen wehrhaften Tor, innen und außen mit schmucken Anlagen, Gärten mit üppigen Gemüsebeeten und so vielen Bäumen zu Nutz und Zier, daß man sich in einem heiligen Haine glaubte.

Über die niedrige Kirchhofmauer zur anderen Seite trutze herüber ein burgähnliches Haus mit hohem, steilem Ziegeldach, der Giebel bis zum First aufgemauert aus blaugrauem Granit und verziert mit einem schön in gelbem Sandstein gemeißelten Wappen über der geschwungenen schmalen Pforte. Hinter dem Giebel ein altertümlicher Wohnraum im oberen Stock mit zwei schmalen gekuppelten Fenstern. Ein richtiger Luginsland, mit weiter Schau über das Dorf, über den heiligen Berg und über den Friedhof hinaus in die sanft gewellte Flur bis an die Grenzen der Markung gegen Geißlingen und Hopferstadt, an der Horizontlinie noch jeder Baum sichtbar von der Würzburg-Ansbacher Heerstraße, mit einer riesigen Pappel am höchsten Punkt, die viele Meilen weit ins Land grüßte..."²⁴⁾

Der geschilderte Ort "Bullendorf", läßt sich einwandfrei als Gnodstadt, Geburtsort des Dichters, identifizieren. Die Beschreibung des Dorfes, der Wege lassen sich größtenteils nachvollziehen. Die Kirche liegt am südlichen der beiden Hügel, an denen sich der Ort erhebt, dem "heiligen Berg" mit weithin sichtbarem viereckigem Turm, daneben der ummauerte Friedhof, davor steht heute ein Obelisk mit dem wohl von Conrad initiierten umlaufenden Spruch "Gott mit uns und wir mit Gott, wir wollen den Sieg erlangen." Vom Berg geht der Blick hinüber zur ansbachischen Landstraße, der heutigen B 17, wo heute noch oben auf der benannten Chaussee ein Obelisk die damalige Grenze markiert.

Conrad selbst schreibt andernorts über sein Dorf, es liege "zwischen Maingrund und Tauberthal" und erklärt den Namen – entgegen der heute gängigen etymologischen Deutung als "Stätte der Genossen" – wie folgt: "Gnodstadt, ein großes schönes Bauerndorf, mein Geburtsort, evangelisch, war in papistischen Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort, daher der Name = Stadt der Gnade".²⁵⁾ Die Nachbarorte "Bullendorfs" Hopferstadt, Geißlin-

gen und Ochsenfurt sind im Roman mit ihrem richtigen Namen wiedergegeben. Es heißt, die Gnodstädter hätten es ihrem Dichter übel genommen, daß er das Dorf mit einem ehrwürdigen Namen belegt habe, zumal er bereits einige Jahre vorher den Namen in einer Dorfsatire verwendet hatte, doch ist die Bezeichnung so abwegig nicht für einen Ort, der halbwegs zwischen Ochsenfurt und Bullenheim liegt. Eher könnten die Dorfbewohner es ihrem "großen Sohn" übel genommen haben, daß sie in dem Werk, das wohl auch einige tatsächliche Begebenheiten des Dorflebens der achtziger Jahre schildert, größtenteils recht schlecht wegkommen, zumindest im ersten Teil, wo sie ausschließlich durch die Brille des Lehrers Reinhart, eines ungestümen Reformers, gesehen werden, zumal ja Conrad zugegeben hat, daß er "mit sämtlichen Leuten" in seinem Roman "verkehrt" habe. "Kein einziger vom Pfarrer oder Bürgermeister bis zum Gemeindediener ist erfunden..."

Meine Eltern, meine Brüder, meine Verwandten – alle kommen im Roman vor"²⁶⁾, allerdings aus der Jahrhundertmitte in die Zeit der Jahrhundertwende versetzt. Chance eigentlich einen authentischen Dorf- und Zeitroman zu schaffen, der als geschichtliche Quelle nutzbar wäre. Doch dieses Konzept geht nicht auf. Nirgendwo wird das Bäuerliche und speziell Dörfliche abgeschildert – aber auch nicht im Sinne der Blut- und Boden-Dichtung hochgehalten – sondern es erscheinen die Bauern weniger in ihrer sozialen Rolle, sondern vor allem als – politisch unmündige – Dorfbürger. Hier liegt eher eine Schwäche des Romans: Er ergeht sich über weite Strecken in Dialogen der "Dorfintelligenz", die Gespräche der übrigen Dorfbewohner klingen recht hölzern, es entsteht keinerlei ländliche Atmosphäre. Im vorgeblichen "Volksroman" spielt das Volk, die bäuerliche Bevölkerung, über weite Strecken hinweg nur die Rolle von Statisten. Eher als einen Dorfroman könnte man Conrads Werk so als einen "steckengebliebenen Entwicklungsroman" bezeichnen. Der junge Lehrer Reinhart, bündlerischer, leidenschaftlicher Reformer, der alle im Dorf mit seinen Ideen vorm Kopf stößt, sich aber zugleich über sie erhebt, hat auf dem – genau und unter Einbeziehung rea-

ler geschichtlicher Personen – wie dem Verwalter Jean Dern – abgeschilderten Schwabberg im nahen Steigerwald, „dem heiligen Berg unserer Heimat“, dort wo Conrad sich häufig aufhielt und 1904 seinen Roman vollendete, in der Begegnung mit einem wissenschaftlich-sachlich geprägten Geologieprofessor sein Pauluserlebnis. Nicht leidenschaftliches, vorschnelles Urteilen, sondern ein auf solide wissenschaftliche Arbeit gründendes Urteil sei nötig. Hierin möchte man fast eine Conradsche Selbstkritik sehen, Kritik am impulsiven, lautstarken Eiferer, als der Conrad stets aufgetreten war.

Reinhart jedenfalls geht in sich, konzentriert sich auf seine praktische schulische Arbeit, zieht sich aus allem Tagespolitischen zurück in die Stille seines Wohnturms. Doch eine neue richtungsweisende Anschauung, eine Synthese aus Leidenschaft und wissenschaftlicher Rationalität, gewinnt er im Roman nicht, er bleibt Suchender und stiller Beobachter, während im Dorf – wie von selbst – eine Art Generationswechsel stattfindet, das Überkommene, auch die unvernünftigen religiösen Zwiste zwischen protestantischen Bullendorfern und katholischen Hopferstätern, unterliegen, und die praktische Vernunft siegt. Neuer Held ist der Praktiker, der Bauer mit dem sprechenden Namen Saemann, dem gleichen Namen übrigens, mit dem Conrad seinen Vater in einem Gedicht belegt.²⁷⁾

Die letzten Lebensjahre

Wenig erforscht ist Conrads späteres Leben, geprägt von einer Hinwendung zur auch kirchlich geprägten Religion und zur fränkischen Heimat, zugleich aber auch von abnehmender Schöpferkraft und literarischer Originalität.

Es überrascht, daß der Einzelkämpfer Conrad nach dem Krieg, an dem er seines Alters wegen, nicht aktiv teilnahm, sich dem kirchlichen Protestantismus zuwendet. So schreibt er etwa zum 400jährigen Reformationsjubiläum einen Aufsatz über den „Protestantismus in Bayern“, seine Erzählung „Bergfeuer“ gestaltet biblische Themen, die Erzählung „Rettende Kunst“ befaßt sich mit den kulturellen Aufgaben eines Volksbundes für evan-

gelisch-kirchliches Leben. Nun kehrte Conrad auch zwischen seinen Vortragsreisen immer häufiger nach Gnodstadt zurück. Seine Erscheinung in der Nachkriegszeit schildert Ernst Luther, ein als Heimat- und Mundartdichter hervorgetretener weitläufiger Verwandter aus Gnodstadt, zugleich aber auch ein unkritischer Bewunderer Conrads, aus dessen Aufsätzen wir vor allem Nachricht vom späteren Leben des Dichters haben:

„Unangemeldet steht der Hüne mit dem wunderbaren Lockenhaupt plötzlich vor einem da und schon spielt er, den breiten Nakken tief nach vorne gebeugt, mit allem, was ihm zwischen die Beine läuft. Bald streichelt er den bissigen Köter, bald lockt er die muntern Wieweli und Wickerli und Zieweli herbei, bald bricht er sich, durch den Gartenbaum langend, ein duftiges Blämma fürs Knopfloch, bald schüttelt er irgendeinem Kauz von ehemaligem Schulkameraden weich und kräftig die Hand, bald tätschelt er einem Kinde mit den zärtlichsten Worten die dicken, roten Bäckli! Und jedem weiß er Liebes zu sagen, und mit allen ist er auf Du und Du, und hie und da gibt er einen guten Rat, eine treffliche Belehrung, oder er macht ein Späßle, daß alles lacht.“²⁸⁾

Von 1911 – 1914 redigierte Conrad das in Würzburg erscheinende „Deutsche Literaturblatt“, arbeitete sogar an Lokalzeitungen mit, wie dem „Ochsenfurter Stadt- und Landboten“, für den er Literaturbriefe schreibt und den „Uffenheimer Kirchenboten“. In vielen Gedichten nähert er sich der herkömmlichen Heimatlyrik an, gebrauchte zuweilen sogar die Form traditioneller Mundartdichtung, so in seinem oft abgedruckten sentimentalnen Gedicht „Mara Motter“, sogar in Briefen an die Familie. Sein „fränkisches Heimatlob“ möge einen Eindruck vermitteln von seinem Schaffen in jener Zeit.

*„Fränkischer Heimat traute Gauen
euch mit den Augen des Herzens zu schauen
ungetrübt
ich preise mein Glück
so oft meine Seele heimgefunden
Aus Auslands-Fernen
und Traumes-Sternen“*

*bei Tag und bei Nacht in heiligen Stunden
wie wandelt ich selig die Wege
zurück zu dir!
Wie grüßt ich dich froh mit Mund und Hand
meine Frankenheimat, mein Jugendland...²⁹⁾*

Als er am 20. Dezember 1927 stirbt, wird er auf eigenen Wunsch im Gnodstädter Familiengrab zur Ruhe gebettet.

Conrads Wirken für die Literatur lag weniger in seinem Werk, schon gar nicht in seinem dichterischen. Seine Bedeutung lag in der Förderung und Anregung größerer Autoren mit größerer schöpferischer Potenz, als er sie besaß. Als einer von vielen sei Thomas Mann zitiert, der bekannte, welch "weckende und weltöffnende Wirkungen" er als Anfänger in den neunziger Jahren von Conrad erhalten habe. Conrad habe "geholfen, eine literarische Lufterneuerung durch den Naturalismus zu bewerkstelligen, die Atmosphäre zu schaffen, in der wir Jüngeren atmen sollten."³⁰⁾ Hinter solchen Verdiensten mögen manche spätere Äußerungen Conrads zurücktreten, ungesagt machen können sie sie nicht.

Anmerkungen:

- 9) Ottokar Stauff von der March: Michael Georg Conrad. Ein Deutscher von echtem Schrot und Korn. Zeit 1925, zit. nach Mahr, a.a.O., S. 17.
- 10) Zitiert nach Mahr, a.a.O., S. 17.
- 11) M. G. C.: Ketzerblut. München 1893.
- 12) Ebd.
- 13) Ebd.
- 14) Ebd.
- 15) M.G.C.: Am hohen Mittag, a.a.O., S. 81.
- 16) Ebd., S. 71.
- 17) Ernst Luther, a.a.O., S. 22.
- 18) M.G.C.: Ketzerblut, a.a.O.
- 19) Ebd.
- 20) Max Halbe: Jahrhundertwende, zit. nach Mahr, a.a.O., S. 5.
- 21) Ebd.
- 22) Geplant war ein weiteres Werk mit dem Arbeitstitel "Weinstock", das u.a. auch bemerkenswerte umweltschützerische Gedanken enthalten sollte, deutlicher als sie in den Äußerungen des Lehrers Reinhart und der Kritik an den Abholzplänen des Bullenheimer Bürgermeisters angelegt sind. Über die im Münchener Stadtarchiv gesammelten Vorarbeiten berichtet Gerhard Stumpf: Michael Georg Conrad. Ideenwelt – Kunstprogrammatik – Literarisches Werk. Europäische Hochschulschriften Reihe 1, Bd. 914. Frankfurt/Bern 1986.
- 24) M.G.C.: Der Herrgott am Grenzstein. S. 27.
- 25) M.G.C.: Ketzerblut.
- 26) Stumpf, a.a.O., S. 387.
- 27) M.G.C.: Am hohen Mittag, a.a.O., S. 25: "Immer sehe ich dich so, mein Vater, als Saemann". Der Ausdruck ist bezogen auf: Matth. 13.
- 28) Ernst Luther: Franken, Volk und Land. Würzburg 1925, S. 41.
- 29) M.G.C.: Am hohen Mittag, a.a.O., s. 11. Fränkischer Patriot war Conrad auch sonst, etwa wenn er am 15. 3. 18 an Luther schreibt: "Wir Franken wollen einander achten! Wir wollen zusammenhalten.
- 30) Thomas Mann: Dem Andenken M.G. Conrads, Ges. Werke, Bd. X, Frankfurt 1960, S. 447.
- 3) Ebd.
- 4) M.G.C.: Berlin, Wien, München. In: Die Münchner Moderne. Stuttgart 1990, S. 592 f.
- 5) Franz Blei: Das große Bestiarium. Zeitgenössische Bildnisse. München 1960 (= dtv 129).
- 6) Die Münchner Moderne, a.a.O., S. 203.
- 7) Ernst Luther: Am Dorfbrunnen. Ein Buch aus Franken. Würzburg-Aumühle, o.J., S. 12.
- 8) Ebd., S. 18.